

Nr. 155. Bromberg, den 9. Juli 1930.

Ein Welthaus.

Roman von Sophie Kloerss.

(27. Fortsetzung.)

Wie der Wind war sie wieder auf den Füßen. Langsamer kaum Paul hoch. Als er stand, faßte er mit der Hand gegen den Rücken. Das war ja ein infamer Schmerz. Gerade gegen die Rippen hatte ihn der Eckpfosten getroffen.

„Was hast du? Du wirst ja ganz blaß! Paul, Paula, was ist denn los?"

„Gar nichts. Laß nur. Ich hatte es dir ja gleich gesagt."

„Hast du dir etwas getan? O Gott, du hast dir doch nichts gebrochen?"

„Bewahre. Aber ich will lieber reingehen." Ihm tat alles weh, es schmerzte, wenn er Luft holte.

Sie sah ihn ängstlich an. „Paul, aber sag' nichts, bitte." Und als er sie fragend ansah. „Daß das hier bei der Schaukel passiert ist. Ich bekomm' was von Mama. Sie will nicht, daß ich immer schaukele. Sie nennt das unweiblich."

„Ich s—ag' gewiß nichts, Elsie." Er sah sie zärtlich an. „Liebe kleine Elsie." Ach Gott, was tat er denn nicht für sie.

Sie ging neben ihm, bis sie in Sicht des Hauses kamen. Da hielt sie es doch für besser, in den eigenen Garten zu verschwinden. Wie sie durch die Pforten ging, dachte sie an das Schmuckstück, das für einen Augenblick im Schreck vergessen war. Vorsichtig holte sie es hervor, löste das Schloß, hielt die Kette in der Hand, hob sie, ließ sie in der Frühlingssonne flimmern, streichelte die rosa Perlen, und dachte: Wenn er mir jetzt schon für sein ganzes Taschengeld eine Kette schenkt, was schenkt er mir später? — Aber Fritz ist doch viel amüsanter."

Sie hatten den Arzt holen müssen, und der ließ Paul vierzehn Tage liegen. Eine Rippe war geknickt, zwei waren gestaucht, man konnte nicht wissen, was nachkam. Und Minna war sehr ängstlich, wenn ihren Kindern etwas fehlte.

Er hatte in den Tagen Zeit für sich, denn er lag viel allein. Aber das war nicht unangenehm. Eine spanische Grammatik lag auf der Bettdecke, englische Zeitungen brachte ihm der Vater auf seinen Wunsch mit, dazu hatte er seine stillen Gedanken.

Einmal war ihm da im Geschäft an seinem Pult blitzartig eine Idee aufgezuckt, die hatte ihn fortan begleitet.

Es kamen Briefe aus Australien, von Neu-Guinea, von Samoa, von überall, wo das große Haus seine Besitzungen und Beziehungen hatte. Und wieder und wieder in den Briefen die Klage: „Wenn wir nur Kost hätten, die unserer europäischen ähnlicher wäre. Aber hier verdirbt das Fleisch, das wir auf der Jagd erbeuten, schon ehe es in den Kochtopf kommt. Und das Gemüse fehlt uns und gute Milch, und so vieles, was hier nicht wächst, und was der eingeborene Koch nicht zubereiten kann." Dann kamen Listen von Dingen, die gesandt werden sollten, und nachher wieder die Klagen: „Das ist verdorben angekommen und das, und das —"

Da schoß es durch ihn hin: Man müßte ein großes Geschäft gründen, das es sich zum Ziel setzt, all das, was der Europäer im Ausland an Lebensmitteln braucht, ihm in tadelloser Ware zur Verfügung zu stellen.

Im nächsten Augenblick fragte er sich: Ja, woher nehmen und nicht stehlen? Wer hat denn solche Lebensmittel, die in Hitze und Kälte, in Dürre und Feuchtigkeit gut bleiben? Wieviele Konserven gibt es, die sich dazu eignen?

Aber wie er allem, was ihn beschäftigte, von jeher auf den Grund gegangen war, so ging er auch diesem Gedanken nach. Und jetzt in der unfreiwilligen Muße spann er an diesem Faden, fand viele Knoten, viele brüchige Stellen, ließ aber nicht nach, und es wuchs in ihm auf: Ich schaffe dies Geschäft. Ich baue das Haus, das einmal seine Fäden über die ganze Erde spannen soll. Zehn Jahre, zwanzig Jahre — mein Gott, dann bin ich noch nicht vierzig —, viel Zeit zum Arbeiten und Schaffen.

Dabei, in fernliegenden Dingen befangen, spürte er nicht, daß im elterlichen Hause allerlei wuchs und sich wandelte.

Anna war nun bald mit dem zweiten Seminar zu Ende. Die Sache war ihr gründlich leid. Natürlich war es nicht so gewesen, daß das vornehme Hamburg seine Töchter in die neugegründete Anstalt sandte, sondern es gingen die hinein, die mangelhafter Besitz zum Erwerb zwang.

Sie fühlte sich nicht wohl dazwischen. Die einen waren ihr nicht fein genug, die anderen zu klug und fleißig. Und immer wieder mußte sie es hören: „Warum gehen Sie eigentlich auf das Seminar? Ach — nein — nur um zu lernen? Sind Sie aber bildungsbeflissen. Wenn ich es nicht nötig hätte, ich täte es nicht."

Und nun stand das Examen vor der Tür. Nach dem dritten Jahr sollte man es ablegen. Dies gräßliche Examen, vor dem allen graute. Wo man nie wissen konnte, ob es nicht mit einer schrecklichen Blamage endete. Vorher mußte geochst werden, nicht gearbeitet, sondern tatsächlich geochst, bis der Kopf dampfte, bis man ganz elend und jämmerlich war und auch so aussah, um zehn Jahre gealtert, und zum Schluß — —

Nein, wenn sie dachte, sie würde nicht bestehen — nicht auszumalen. Manchmal träumte sie davon. Das war so schlimm, als wenn man im Unterzeug auf dem Glockengießerwall spazieren ging. Sie hatte immer gemeint, einen schlimmeren Traum gebe es nicht.

Minna hörte sie einmal keuchen und stöhnen und weckte sie auf. „Was hast du denn?"

„Minna — o Gott —, ich wußte nicht, wann Alexander der Große lebte, und der Schulrat rückte mir immer näher, und seine Augen funkelten immer unheimlicher — wie Feuerkugeln —"

„Dann laß doch das alte dumme Examen. Kein Mensch zwingt dich dazu. Nimm Herrn Habermann. Mama hat ihm immer noch Hoffnung gelassen, daß du doch einmal zu erweichen bist. Nur den kleinen Finger brauchst du auszustrecken, dann tritt er selig wieder an."

„Wenn er nur nicht solchen kleinen, süßlichen Mund hätte.“

„Besser als ein Froschmaul. Sag ihm, er soll sich einen Vollbart stehen lassen. Seit der Kronprinz einen trägt, sind sie modern geworden.“

Anna seufzte, aber Minna hörte aus dem Seufzer, daß sie überlegte.

Sie sprach mit der Mutter.

Herr Habermann, der alle vierzehn Tage einmal, wenn Empfang im Hause war, sich sehen ließ, blieb vier Wochen fern, und als er wiederkam, kannte ihn kein Mensch. Er trug wirklich einen Vollbart, und noch dazu einen ganz dichten und krausen, der ihn auffallend vermännlichte.

Anna starrte ihn förmlich aus der Ferne an. Als er sich ihr zuwandte, tat sie freilich, als mache der neue Hauptschmuck nicht den geringsten Eindruck auf sie, aber Minna flüsterte ihm zu: „Man soll das Eisen schmieden, so lange es warm ist. Morgen um zwei Uhr hole ich meine Schwester von der Klosterschule ab.“

Ganz zufällig war Herr Habermann am nächsten Tag um zwei auch vor der Schule, und da er die jungen Damen so zufällig traf, fragte er, ob sie nicht einmal mit auf die Galerie der Börse kommen wollten, sie hätten doch immer davon gesagt, daß sie noch nie dort gewesen. Und wie er sie erst da oben hatte und in dem Brausen und Tönen des wogenden Lebens warm wurde, wie jeder Hamburger Kaufmann, meinte Anna, er spräche eigentlich netter, als sie bisher an ihm wahrgenommen. So ließ sie sich überreden, mit ihm und der Schwester zu Homann zu gehen und Schokolade zu trinken — natürlich Schnecken dazu —, was man doch nicht tat, außer wenn man verlobt war oder doch so gut wie —.

Und am Sonntag stand wieder ein Bewerber im Zylinder und weißer Binde vor Paul Heinecken und sagte: „Ihre Tochter gab mir das Recht —“

„Meine Tochter? Wieso?“ fragte Paul. „Ich denke —“ Den Schlußsatz verschluckte er. Er wollte sagen: „Ich denke, die kann Sie nicht ausstehen.“

Nun waren also zwei Bräute im Hause. Am Sonntag, dem zwölften April, wollte man der Familie die Tatsache mitteilen, denn Minna, die doch stark der Mutter zur Hilfe gekommen war, hatte es sich ausbedungen: „Wenn Annas Verlobung veröffentlicht wird, dann meine gleich mit. Es ist ja schon Unsinn, daß wir noch immer Verstecken spielen, wo Martin den Assessor hat, und der Amtsrichter —“

„Wenn der nur nicht zu lange noch auf sich warten läßt, Kind.“

„Es gebe doch auch einen anderen Weg. Wir müssen ihn Papa mundgerecht machen. Martin wird nachher schon kein Unmensch sein. Ihm ist die Warterei auch über.“

Als Paul am Sonntag wieder hinunterkam in die Wohnstube, noch ein bißchen steif in den Bewegungen, aber sonst hergestellt, wurde er vor die zwei Schwäger gestellt. Nun, Herr Stolle war ja keine Überraschung mehr, aber Emil Habermann wirkte doch stark auf sein Entsetzen. Und dann — Herr Stolle gab die Amtsrichteridee endgültig auf. Vater Paul verhalf ihn zum Eintritt bei Börner und Wellenkamp, der großen Rechtsanwaltfirma am Neuen Wall. Mit der Aussicht auf Teilhaberschaft in zwei oder drei Jahren. Gehalt gleich so gut, daß sie im Herbst darauf heiraten konnten. September sollte Doppelhochzeit sein.

Großes Mittagessen war an dem Tage. Die Sprekelsens, die Soltaus, Adelheid, Madame Hellwig, der alte Ladwig, ein paar Verwandte von Habermann, sie waren zwanzig Personen. Frau Fürst hatte gekocht, tadellos wie immer, die Weine waren gut, da hatten die Töchter geraten und der Sparsamkeit des Vaters einen Stoß gegeben, alles in allen waren die Eltern am Abend, als die Gäste gegangen, doch zufrieden. Man war einen Schritt vorwärts. Zwei verlobt, bald verheiratet — Dora würde am Ende auch nicht ledig bleiben —, war nur noch Paul. Der Vater dachte stark daran, ihn später, wenn er seine Auslandsjahre hinter sich hatte, in die Lebensversicherung zu stecken. Das war gut, sicher, solide.

Paul, der Sohn brachte Adelheid durch den Garten zu ihrem Hause. Die beiden alten Leutchen aus dem Oberstock waren gleich nach dem Essen gegangen.

„Du siehst ja nicht gerade aus, als wäre dir die Verlobung deiner Schwestern erfreulich“, sagte sie. „Was ist denn da wieder verkehrt?“

„Ich ärgere mich über Anna noch mehr als über Minna. Erst setzt sie Himmel und Hölle in Bewegung, um den Herrn Habermann nicht zu heiraten, und nu, wo ihr das Seminar nicht mehr paßt, wo sie keine Energie hat, das durchzubeißen, nu nimmt sie ihn. Und sieht noch ganz vergnügt dabei aus. Und Minna — erst reden sie fortwährend davon, daß sie Papa nicht brauchen, daß sie selber durchkommen werden und von selbst schneidern und ihren Kohl bauen und so was, und kaum, daß sich eine bessere Aussicht zeigt, greifen sie mit allen vier Händen zu. Mit einemmal ist Papas Geld und Papas Hilfe gar nicht mehr zu verachten. Nicht eine Spur von Mumm haben sie in den Knochen. Etwas mehr hab ich von meinen Schwestern erwartet.“

„Ach, Junge, du siehst das Leben noch viel zu ideal an. Die Zeit nivelliert mächtig. Was hoch ist, erniedrigt sie, was tief ist, füllt sie aus. Das wirst du auch noch erfahren.“

„Ich weiß, was ich will. Und was ich will, das lasse ich mir nicht ausreden. Das setze ich durch. Und ich weiß jetzt auch, wie ich es einmal anfange. Soll ich es dir sagen?“

Es fiel ihr auf, daß er nicht einmal anstieß beim Sprechen. Zwar sprach er langsam, doch diese Langsamkeit hatte nichts Ungeschicktes. Als müßte das, was er zu sagen hatte, so und nicht anders gesagt werden.

„Also — sage es mir. Wir können bei mir noch eine Tasse Tee trinken.“

Sie gingen hinein. Adelheid entzündete die kleine Gasflamme in ihrem Zimmer, auf die sie ein Kesselchen stellte, kramte feine chinesische Tassen hervor, reichte Paul Zigaretten, einen kleinen Luxus, den er sich selber nur selten gestattete, und dann begann er zu erklären. Er wurde warm beim Sprechen. Doch so oft die aufsteigende Lebendigkeit sich hindernd vor die Sprache legen wollte, hielt er einen Augenblick an, zwang sich zur Ruhe und begann in beherrschtem Ton von neuem.

Sie hörte ihm zu, verstand gut genug, was er wollte, war sich nicht klar, ob es praktisch gut durchführbar sei, war aber mehr wie von seinen Plänen gefesselt von seinem Wesen.

„Zwanzig Jahre“, dachte sie. „Und beherrscht wie einer von vierzig. Der wird. Den kennen sie nur alle nicht. Sie werden sich wundern, wenn er sich einmal durchgesetzt hat. Ob ich es noch erleben werde?“

*

Im September feierten sie Doppelhochzeit.

Es hatte ein großes Fest werden sollen, doch der alte Ladwig, der nie im Leben jemand im Wege gewesen war, machte ihnen einen Strich durch die Rechnung. Im Juli, mitten im warmen Sommer, bekam er eine Lungenentzündung, und die währte nur drei Tage. Der alte Herr starb so ruhig und würdig, wie er gelebt hatte. Sein Nachlaß war peinlich genau geordnet. Das kleine Vermögen testamentarisch der Tochter überwiesen, jedem der Enkelkinder bestimmt, was von Möbeln und Bildern sein Eigentum werden sollte, sogar über Grab und Beerdigung hatte er Verfügungen getroffen. Alles so einfach wie möglich. Aber ein Eichensarg, ein guter, hoher, solider Sarg; „denn diese dünnen Zigarrenkisten habe ich nie leiden können“.

Als sie ihn beerdigt hatten und von der Feier zurückkamen, rief das Mädchen Adelheid zu Madame Hellwig. Die wäre so wunderlich.

Adelheid fand die Tante in dem Lehnstuhl am Fenster, in dem sie viel saß, eine Handarbeit in den Fingern, an der in acht Tagen nicht acht Stiche getan wurden, mit den Blicken alles verfolgend, was auf der stillen Straße vorüberging.

So saß sie auch jetzt. „Nun, liebe Tante, wie geht es dir?“

„Ja, ja, das ist richtig“, sagte die alte Dame und sah sie an. „Das ist Emmeline.“ Emmeline war ihre jung verstorbene Schwester. „Nun kommt es also an mich. Der Totengräber war auch schon da. Er sagte, wenn ich neben meinem Bruder begraben sein wollte, da wäre kein Platz mehr. Wozu haben wir denn die große Stelle gekauft?“

„Liebe Tante, was redest du von begraben. Du sollst noch lange bei uns bleiben.“

„Das sagen Sie so, Frau Soltau. Fragen Sie nur Adelheid, die weiß schon Bescheid. So um den zehnten

herum, da kommt es. Vorhin stand der Sarg auf dem Flur."

„Das war doch der Sarg von Vater Ladwig, Tante. Du hast ihm doch selber gestern Blumen hineingelegt, ehe der Sarg geschlossen wurde."

„Ladwig? Ladwig? Wie soll ich dazu kommen? Der sitzt doch an seinem Pult auf dem Wandrahm."

Sie hatte sich, ohne daß Adelheid es gespürt, über den Tod des alten Herrn zu sehr aufgeregt. Es war ein Memento mori gewesen, nicht zu überhören, und weil sie trotz ihrer Jahre am Leben hing, war es ihr doppelt schrecklich gewesen. In dem alten Kopf verwirrten sich die Gedanken. Der Zusammenbruch des Körpers folgte schnell, äußerte sich in Lähmungen, Schwindelzuständen, gänzlicher Apathie. Trotzdem kam der große Erlöser noch für Monate nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Koffer.

Von Jo Hanns Rösler.

Wer einmal einen Koffer hat, der lasse ihn auch bekleben!

Ein unbeklebter Koffer ist wie eine Lederhose mit Bügelfalte.

Wer viel reist, der erzählt auch viel.

Wer viel erzählt, dem wird wenig geglaubt.

Mit dem Koffer kann er es beweisen.

Ein Zettel aus Köln gilt mehr, als zehn erzählte Reisen nach Paris.

Kurt Kerstens Koffer ist unbeklebt.

Zu Kurt Kerstens großem Kummer.

Nur ein einziger Zettel klebt darauf:

„Deutsche Palme, Pirna."

Und auch dieser Zettel ist nur aus Versehen darauf gekommen, als Kurt Kersten einmal den Koffer seinem Freunde geborgt hatte, der in Tischdecken reiste. Aber die Welt wurde täglich verwöhnter; ein Zettel aus Pirna war keine sonderliche Empfehlung mehr, und man mußte dem Zuge der Zeit folgen. Darum beschloß Kurt Kersten, seinen diesjährigen Sommerurlaub dem Koffer zu widmen und eine Reise nach Italien zu machen.

Vier Wochen würde er bleiben.

Vier Wochen bedeuten einunddreißig Hotels.

Einunddreißig Hotels kleben einunddreißig Zettel.

Einunddreißig Zettel genügen selbst für einen sehr vornehmen Koffer.

Und so wird auch er, Kurt Kersten, einen Koffer haben, wie es sich gehört. Einen Koffer, der mitreden kann. Einen Koffer, der gilt.

Kurt Kersten reiste ab.

Aus Leipzig.

Denn Kurt Kersten ist aus Leipzig.

Kurt Kersten fuhr also von Leipzig über Halle und München nach Italien. Bei der Durchfahrt in München bestach er einen anwesenden Hausdiener, der gerade einen Schrankkoffer von abreisenden Gästen mit einem schwarzroten Hoteletikett beklebte, ihm auch schnell einen Zettel aufzukleben. Das zweite Etikett bekam er in Bozen, das dritte in Verona, das vierte in Venedig. Dann weiter in Genua, Florenz, Rom, Neapel, Capri, Palermo und Taomina. Kurt Kersten blieb nie in einem Hotel zwei Tage, sondern er zog, auch wenn er länger in einer Stadt weilte, jeden Morgen in ein anderes Hotel, um, wie in Rom beispielsweise, drei Hoteladressen mit heimnehmen zu können. Oft stellte er auch sein Köfferchen heimlich in die Halle eines Luxushotels zu dem Gepäck, das der Hausdiener zur Bahn brachte. Ehe der Hotelwagen abfuhr, kam der berühmte Zettel auf die Koffer, und am Bahnhof nahm Kurt Kersten seinen gegen ein Trinkgeld wieder in Empfang. So nannte der letzte Zettel, der noch auf dem Koffer Platz fand, die Villa d'Igghea in Palermo, ohne daß es Kersten mehr als fünf Lire kostete, vor seinen Leipziger Freunden mit dem Besuch dieses ersten Hotels Europas protzen zu können.

In Taomina gab Kurt Kersten seinen Koffer auf.

Das Zahnbürstel, das den einzigen Kofferinhalt bildete, verstaute er in seine Tasche, denn er wollte lieber die Unbequemlichkeit tragen, als den jetzt kostbaren Koffer den weiteren Reiseunbilden aussetzen. So trug er den Koffer zur Bahn und gab ihn bis zur Zollgrenze auf.

Drei Tage später fuhr er nach.

Ohne Station zu machen und eine Nacht im Hotel abzusteigen — was ja jetzt für ihn zwecklos war —, langte er nach achtunddreißig Stunden Bahnfahrt auf dem Brenner an.

„Meinen Koffer!" sagte er, an den Schalter tretend.

Der Beamte brachte ihn.

„Das ist doch nicht mein Koffer!" rief Kurt Kersten erschrocken.

„Die Aufgabescheine stimmen!"

„Aber das ist doch nie und nimmer mein Koffer."

Die Größe stimmte zwar, das Gewicht auch; aber der Koffer war vollkommen neu und trug nicht einen Zettel. Betrübt sank Kersten in sich zusammen. Man öffnete den Koffer bahnamtlich. Und richtig: er enthielt Frauenkleider. Eine telephonische Anfrage nach Taomina ergab, daß die Koffer vertauscht seien und Kurt Kerstens Koffer noch dort lagerte.

„Soll er geschickt werden?" fragte der Beamte.

Kurt Kersten, froh, seines kostbaren Stücks nicht ganz verlustig zu gehen, rief schnell:

„Nein, ich hole ihn selbst."

Und er fuhr nochmals achtunddreißig Stunden nach Taomina hin und achtunddreißig Stunden zurück. Wollte er sich doch nicht der Leichtfertigkeit beschuldigen können, seine ganze Reise umsonst gemacht zu haben.

Stolz kam Kurz Kersten am Abend des achtundzwanzigsten Juli in Leipzig an.

Es war spät in der Nacht, als er seine Wohnung aufschloß.

Die Wirtin war bereits zu Bett gegangen.

Kurt Kersten trug seinen Koffer in sein Zimmer und probierte noch vor dem Schlafengehen, wo er den Koffer am günstigsten aufstellen könnte, damit er jedem Besucher sofort in die Augen fiel. Dann aber stellte er ihn leise in den Vorsaal, damit schon am frühen Morgen seine Wirtin das Globetrottertum ihres möblierten Herrn bewundern konnte.

Am nächsten Morgen erwachte Kurt Kersten. Ziemlich spät.

Sein erster Gedanke war der Koffer.

Sein zweiter Gedanke war der Koffer.

Sein dritter Gedanke war das Frühstück.

Er klingelte.

Die Wirtin schob herein.

„Guten Morgen, Frau Weißauer!"

„Morgen!" brummte die Wirtin mürrisch.

„Was ist denn los? Was haben Sie denn, meine liebe Frau Weißauer?"

„Ach, nischt!"

„Freuen sie sich denn nicht, daß ich wieder da bin? Weil bin ich herumgekommen. Haben Sie schon meinen Koffer gesehen?"

„Ja, ja, die vielen Zettel! An mich haben Sie wohl gar nicht gedacht?"

„Aber ich habe Ihnen doch geschrieben! Aus Rom und von Capri!"

„Das weiß ich alleine. Das meine ich auch nicht. Ich meine wegen der vielen Zettel."

„Zettel? Wieso?"

Na ja, da paßt man doch ein bissel besser auf seine Siebensachen auf. Den ganzen guten Koffer haben Sie sich vollkleben lassen, und ich stehe jetzt schon gute zwei Stunden in der Küche und scheuere und scheuere das Zeug herunter. Jetzt ist ja alles weg; aber wenn Sie mir wieder so einen Koffer mit nach Hause bringen, dann glauben Sie nur ja nicht, daß ich für Sie wieder diese Arbeit mache!"

Die Manschettenknöpfe.

Humoreske von Alfred Manns.

Nun war er da, der lang erwartete Onkel Ferdinand aus Transvaal. Die Verwandten wußten nicht viel von ihm, aber er genoß ein hohes Ansehen in der Familie; denn Onkel Ferdinand sollte irgendwo am Orangefluß eine Farm gehabt haben; jedenfalls in einer Gegend, in deren Nähe hier und da Diamanten gefunden werden.

Dieser Umstand beeinflußte in günstigem Sinne das Gefühl der Liebe für den Onkel, und das war gut; denn von anderen guten Eigenschaften konnte bei ihm nicht die Rede sein. Doch, da gab es noch eine: Die Manschettenknöpfe.

Diese Knöpfe hatten an der einen Seite einen Haken und an der anderen je einen märchenhaften Stein. Als Onkel Ferdinand sie mir gab, machte er ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Mein Liebstes vertraue ich Euch an, und der Teufel soll Euch lotweise pflücken, wenn Ihr die Knöpfe nicht sorglich hütet.

Er sagte nichts, der liebe Onkel, und ich wagte wegen seiner grimmigen Miene gar nicht zu fragen, ob er mich nach der Überreichung der Knöpfe nun als deren Besitzer oder als deren Treuhänder betrachtete.

Nun hatte meine Frau Felix Dahn gelesen; deshalb besitzen wir einen dreijährigen Knaben mit Namen Totila.

Dieses Kind ertappte ich dabei, wie es die Knöpfe vom Tisch nahm und sie zu belutschen begann. Wütend entriß ich Totila die Schmuckstücke, wobei ich einen grimmigen Blick Onkel Ferdinands auffing; vermutlich, weil ich die erste Prüfung als Hüter der Knöpfe nicht sonderlich gut bestanden hatte, und dann auch, weil der Zwischenfall den Onkel in einem sehr interessanten Vortrag darüber unterbrach, ob die kalifornische Süßkartoffel nutzbringend am Orange-River anzubauen sei. Bei derartigen Erklärungen achtete unser Gast haarscharf darauf, ob meine Mienen auch die erforderliche Spannung zeigten, und er konnte ausnehmend böse werden, wenn er Grund zu haben glaubte, an der Spannung zu zweifeln.

Ich legte also die Manschettenknöpfe hinter mich auf die Kredenz, in deren Nähe sich unheilvollerweise Totila befand. — Plötzlich begann das Kind zu husten und lief blaurot im Gesichte an, in dem Augenblick, als Onkel Ferdinand die von ihm ausgesprochene Verneinung der angeschnittenen Frage ausführlich begründen wollte. Ungeachtet der Wichtigkeit der Lösung dieses Problems stürzte ich auf meinen Knaben zu, in der Meinung, daß ihm wieder einmal, wie vor einigen Tagen, eine Mottenkugel im Halse stecken geblieben sei — für Mottenkugeln hatte Totila eine unverständliche Leidenschaft.

Ich klopfte den Rücken meines Kindes, das einige Male heftig schluckte und dann wieder richtige Färbung erhielt. Ausspucken tat Totila die Kugel nicht, sie mußte also den andern Weg gegangen sein und war nicht ohne weiteres mehr zu erreichen. Nun gut, dachte ich, wenn Mottenkugeln auch kaum Nahrungsmittel sind, giftig sind sie ja wohl nicht. Nach dieser Erwägung wollte ich mich wieder Onkel Ferdinand und der Süßkartoffel zuwenden, doch der Onkel war im Begriff, empört das Zimmer zu verlassen.

„Wenn dich meine Erzählungen nicht interessieren, so sage es doch, ich will dir damit nicht lästig werden“, brummte er, und draußen war er.

Verstört blickte ich umher. Totila war artig, stand auf einem Stuhle vor der Fensterbank und pflückte Alpenveilchen.

Ich wollte versuchen, dem Kinde den Unterschied zwischen Schnittblumen und Topfblumen klar machen, als mich ein ahnender Schreck durchschoß: „Onkels Manschettenknöpfe“. Mit einem Sprung befand ich mich bei der Kredenz: Die Knöpfe waren verschwunden.

Entsetzt starrte ich meinen Knaben an, der gerade die Kallablüte, den Stolz meiner Frau, in seinen dicken Händchen hielt und zerlegte. Zu anderen Zeiten wäre ich über die frühzeitige Freude des Jungen an der Natur und ihrer Wissenschaft vielleicht stolz gewesen, aber jetzt saß mir die lähmende Angst in allen Knochen: Totila hatte keine Mottenkugel, sondern diamantene Knöpfe mit Haken an einer Seite verschluckt. O Himmel, und die Haken waren ziemlich spitz.

Ich schauderte vor den Folgen. Wie sollte das enden für das Kind, und was würde Onkel Ferdinand sagen, wenn die Knöpfe, die er so schätzte, verschwunden waren. Verschwunden konnte man allerdings nicht sagen, denn ich wußte ja, wo sich die Wertstücke befanden, aber ob und wie sie wieder ans Tageslicht kommen würden, das wußte der Himmel.

Ich rief nunmehr meine Frau und bereitete sie schonend vor, so daß sie nur eine halbe Stunde lang ohnmächtig wurde, wonach wir die zu ergreifenden Maßnahmen besprachen und beschlossen. Das unschuldige Kind hatte seine botanischen Studien beendet und wandte sich der Chemie zu; es nahm eine Kognakflasche aus dem Ständer und entkorkte sie, doch es warf sie achtlos zur Seite, denn sie war leer.

„Mathilde“, sagte ich zu meiner Frau, „zweierlei ist jetzt die Losung: Rizinus, was Totila, und Schweigen, was Onkel Ferdinand angeht.“

Meine Frau schluchzte herzbrechend, und mir standen ebenfalls die Tränen in den Augen. Ich schämte mich ihrer nicht, denn die Not war wirklich groß. Wir griffen uns nun Totila und gaben ihm reichlich Rizinus ein. Der Erfolg blieb nicht aus, aber die Knöpfe blieben aus.

Onkel Ferdinand faßte unlogischerweise die Kur als eine ihm angetane Rücksichtslosigkeit auf, obgleich wir ihm gegenüber nur von einer Erkrankung einiger innerer Teile Totilas sprachen und beileibe nichts von den Knöpfen erwähnten.

Natürlich schickten wir zu unserem Hausarzt. Der machte Wochenende und sein Vertreter erschien. Der Doktor ließ sich alles genau erzählen, dann verschrieb er ein Stopfmittel, verordnete Eisumschläge und viel Bewegung.

Es half nichts. Die Knöpfe kamen nicht.

Meine Frau fiel mir, aller Hoffnung bar, um den Hals. „O Männe, du sollst sehen, wir müssen diese unglückseligen Dinger noch aus unserem Totila herausschneiden lassen.“

Ich war selbst am Ende mit meinen Kräften, ich konnte Mathilde nur stumm an mich drücken, Trost hatte ich selbst nicht mehr.

Nach dem Sonntage kam unser Hausarzt wieder. „Ja“, meinte er, „die Theorie meines Kollegen ist an sich richtig, aber ich möchte dennoch wohl in einigen Kleinigkeiten von seinen Verordnungen abweichen. Lassen Sie den Knaben ruhig im Bett, machen Sie ihm Umschläge, so heiß er sie vertragen kann, und geben Sie ihm Rizinus.“

Zwei Tage später machte der Arzt ein bedenkliches Gesicht. „Ich muß Ihnen leider mitteilen, daß ich nunmehr den Fall für recht ernst halte. Ich schlage vor, wir bringen den Jungen ins Krankenhaus, damit stets Hilfe zur Hand ist, wenn Komplikationen eintreten sollten.“

Wir nickten stumm und bestellten die Droschke. Während wir den Wagen erwarteten, öffnete sich die Tür, und Onkel Ferdinand erschien auf der Schwelle reisefertig. „Ich danke für eine Behandlnug, wie Ihr sie mir bietet; ich finde wohl jemand, der mehr Zeit für mich hat als Ihr und der meinen Gaben mehr Achtung entgegen bringt.“

„Aber Onkel.“

„Nun macht bloß keine Ausreden. Wo sind meine Manschettenknöpfe?“

Mathilde brach schluchzend zusammen. Mich aber packte die Wut. „Zum Henker mit deinen Manschettenknöpfen!“

„So?“ meinte Onkel Ferdinand mit eisigem Hohn. „Na, ich wollte sie Euch eben zurückgeben, denn ich nahm sie wieder an mich, als du sie achtlos auf der Kredenz liegen ließest.“ Sprach's und verschwand.

Mathilde und ich starrten uns an — lachten — lachten.

„Es war also doch eine Mottenkugel.“

„Ja, Schatz. — Da kommt der Wagen. Weißt du was, jetzt fahren wir drei spazieren, ohne Onkel Ferdinand.“

Lustige Rundschau

* **Verdächtig.** „Wie, gnädige Frau, Sie wollen schon wieder abreisen? Ich glaubte, Sie wollten die ganze Saison über hier bleiben!“ — „Ich hatte auch tatsächlich die Absicht. Aber heute morgen hat mir mein Mann noch fünfhundert Mark geschickt, ohne daß ich ihn darum gebeten hätte, und das, Sie werden verstehen, gibt mir zu denken.“

* **Der Schusterjunge und die Bäckersfrau.** Ein Schusterjunge pochte eines Abends an einem Bäckerladen an. „Madamchen“, fragte er, „haben Sie noch frische Semmeln?“ — „Ja!“ antwortete die Frau. — „Nun, da machen Sie, daß Sie sie noch los werden, es ist heute schon spät!“ sagte der Junge und lief fort.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.